

Zeitschrift: Zeitlupe : für Menschen mit Lebenserfahrung
Herausgeber: Pro Senectute Schweiz
Band: 93 (2015)
Heft: 12

Artikel: Auf der Suche nach einem besseren Leben
Autor: Vollenwyder, Usch
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1078941>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 04.05.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Auf der Suche nach einem besseren Leben

Sechzig Millionen Menschen sind weltweit auf der Flucht. Weniger als fünf Prozent von ihnen gelangen nach Europa. Die Zeitlupe zeigt an vier Beispielen von ehemaligen Flüchtlingen aus Ungarn, Tibet, Sri Lanka und Kosovo, dass eine Integration möglich ist.

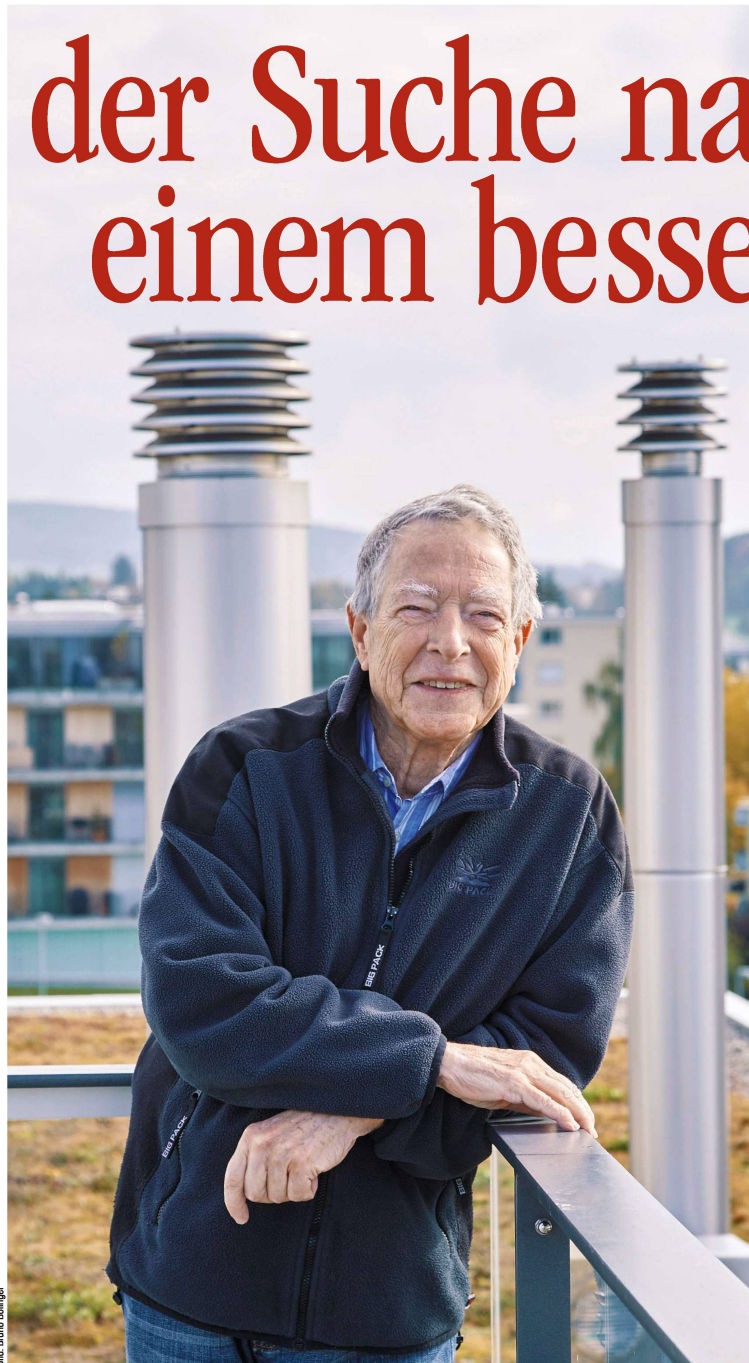
Von Usch Vollenwyder

Die 1.-August-Rede hielt Bundespräsidentin Simonetta Sommaruga dieses Jahr im kleinen, historischen Städtchen Laupen in der Nähe von Bern. Dabei erzählte sie von ihrem Besuch in Jordanien, einem Land mit halb so vielen Einwohnern wie die Schweiz. An der Grenze zu Syrien besuchte sie dort das Flüchtlingslager Za'atari. Fast hunderttausend Menschen, mehr als die Hälfte von ihnen Kinder, wohnen in dieser Zeltstadt so gross wie die Stadt Winterthur. Die Bundespräsidentin sagte: «Ich kann die vielen Kinder, die Frauen und Männer nicht vergessen. Immer wieder frage ich mich: Was verlangt diese Situation von uns, von unserem Land mit seiner langen humanitären Tradition?»

Die humanitäre Tradition gehört zur schweizerischen Identität. Die Schweiz ist Sitz des Internationalen Komitees vom Roten Kreuz IKRK, das nach der Schlacht von Solferino 1863 in Genf gegründet wurde. In Genf wurde 1951 auch die internationale Flüchtlingskonvention verabschiedet, die Schutzsuchende völ-

Lesen Sie bitte weiter auf Seite 12

Bild: Bruno Bollinger



«Die damalige Grosszügigkeit ist heute unvorstellbar»

1956 nahm die Schweiz nach der Niederwerfung des Volksaufstands in Ungarn über 12 000 Flüchtlinge auf: bedingungslos und unbürokratisch. Der heute 80-jährige Gabor Oplatka war einer von ihnen.

Am 23. Oktober 1956 begann der ungarische Volksaufstand mit einer grossen Demonstration. «Ein unglaublicher Tag!», erinnert sich Gabor Oplatka am Stubentisch seiner Wohnung mit Blick über den Zürichsee. Doch die Brutalität, mit der die sowjetische Armee zurückschlug, machte die Hoffnung auf Veränderung zunichte. Als immer mehr Kollegen verhaftet wurden, bereitete der junge Student seine Flucht vor. Ziel war die Schweiz, wo er nach dem Zweiten Weltkrieg einige Monate als Rot-Kreuz-Kind verbracht hatte. Die ETH war für den angehenden Maschineningenieur ein Begriff. Ende November bestieg der 21-Jährige den Zug in Richtung österreichische Grenze. In einer stockdunklen Nacht schlief er sich mit fünf anderen jungen Männern an den sowjetischen Grenzsoldaten vorbei. An Angst erinnert sich

Gabor Oplatka nicht: «Wir mussten einfach funktionieren und weiterkriechen.» Dann – endlich – ein Dorf: Mit klopfenden Herzen richteten die Männer ihre Lampe auf einen Hauszugang: «Briefe» stand da – sie waren in Österreich! Per SBB-Sonderzug fuhr Flüchtling Nummer 6472 von Wien

«Wir mussten lernen, dass man selbst entscheidet und für die Folgen selbst die Verantwortung trägt.»

nach Liestal BL. Die Kaserne taufte die Neuankömmlinge in «Hotel Hungaria» um. Die mitgebrachten Kleider verschlossen sie in den Schränken und warfen zum Erstaunen der Schweizer Betreuer den Schlüssel fort: «Das war unsere Art, mit der Vergangenheit abzuschliessen.» Nacht für Nacht träumten alle denselben Traum und wachten schweissgebadet auf: «Aus irgendeinem nichtigen Grund reisten wir zurück nach Ungarn – und konnten nicht mehr hinaus.»

Die Handwerker unter den Flüchtlingen fanden dank der boomenden Wirtschaft rasch eine Stelle. Die Studenten konnten ihr Studium an der ETH Zürich unbürokratisch fortsetzen. «Die damalige Grosszügigkeit von Bevölkerung und Behörden kann man sich heute kaum mehr vorstellen.» Der Umgang mit der neuen Freiheit war anspruchsvoll: «Aus einer Diktatur kommend, mussten wir erst lernen, dass man hier selbst entscheidet und für die Folgen selbst die Verantwortung trägt.» Gabor Oplatka fand schnell Freunde, nebst den Studienkollegen auch über den Akademischen Sportverband und den Schweizer Alpen-Club. Der ETH blieb er als Professor für Seilbahntechnik sein ganzes Berufsleben lang treu. Oft neckten ihn seine Kollegen, er sei ja schweizerischer als die Schweizer. Heute fühlt sich der vierfache Grossvater in beiden Ländern daheim. Wenn er gefragt wird, für wen sein Herz schlägt, wenn die Schweiz gegen Ungarn Fussball spielt, antwortet er diplomatisch: «Dann bin ich für den Schiedsrichter.» agh



«Die Sprache ist das A und O»

Etwa 5000 Tibeter leben heute in der Schweiz. Lobsang Zatul aus Horgen war unter den Ersten, die hier Aufnahme fanden.

Lobsang Zatul zeigt auf ein Foto in den Toggenburger Nachrichten: «Das bin ich.» Eine Gruppe Tibeter, alle mit grosser Erleichterung im Gesicht – darunter auch Kinder –, hat eben das Flugzeug in Kloten verlassen. Das Bild stammt von 1963. Der Bundesrat hatte kurz zuvor beschlossen, dass die Schweiz 1000 Tibetflüchtlinge aufnehmen werde.

Hier eine hüfthohe Buddha-Figur, dort ein Wandteppich, im Regal Bücher mit fremden Schriftzeichen – das tibetische Interieur verleiht der Horgner Wohnung Ruhe und Feierlichkeit. Ausführlich erzählt der freundliche und stets lächelnde Mann seine Geschichte. 15 Jahre alt war Lobsang Zatul, als er mit seinen Eltern und seiner Schwester in die Schweiz kam, heute ist er 67 und pensioniert. Seine Frau, auch sie Tibeterin, arbeitet bei der UBS und geht demnächst ebenfalls in Pension. Ihre zwei Kinder sind längst flügge, man freut sich gerade auf das zweite Enkelkind. Eine gelungene Integration.

Zweimal seit der Flucht besuchte Zatul Tibet, 1999 und 2007, «aber heute wäre mir das zu gefährlich».

Zatuls Bruder war der Erste der Familie, der in der Schweiz ankam. Als Haupt-Lama eines Klosters war er der Unterdrückung und Verfolgung durch die Chinesen am stärksten ausgesetzt. «Mein Vater war zudem Verwalter des Klosters. Wir hatten Wind bekommen, dass Soldaten unterwegs seien,

um die beiden in Gewahrsam zu nehmen.» Auf Pferden und mit Yaks flüchtete man nach Nepal, es war 1959, später ging es weiter nach Indien, wohin sich bereits der Dalai Lama abgesetzt hatte. «Es war eine schwierige Zeit dort in Indien, wir hatten fast nichts.»

In der Schweiz angekommen, wurde die Familie in einem Wohnheim in Unterwasser untergebracht, später zog sie in eine Wohnung in Ebnet-Kappel. Der Vater arbeitete als

«Ich reiste zweimal nach Tibet, aber heute wäre mir das zu gefährlich.»

Hilfsarbeiter bei Biokosma, die Mutter bei Morga und die Schwester bei der Textilfirma Kauf. Zatul lacht: «Ich ging mit 15 Jahren in die 2. Klasse!» Lernfreudig, wie er war, hüpfte Lobsang aber durch alle Klassen. «Erst die 6. Klasse besuchte ich regulär.» Nach der Sek begann er eine KV-Lehre bei der Pinselwerk AG. Seinen letzten Job hatte der Tibeter, der inzwischen auch Schweizer ist, bei BASF Agro in Wädenswil.

«Die Sprache ist das A und O bei der Integration», sagt Zatul in bestem Hochdeutsch. Wichtig ist ihm aber auch die Pflege seiner Muttersprache, er wirkt in der Tibetergemeinschaft als Tibetisch-Lehrer. Daneben spielt er Tennis und ist ein passionierter Wanderer. Er lacht: «Und dabei kennt das Tibetische noch nicht einmal ein Wort für Wandern.»

www.tibetswiss.ch

gk

kerrechtlich schützt und vom Bundesrat 1955 ebenfalls unterzeichnet wurde. Auch die Aufnahme von Flüchtlingen war seit je Ausdruck einer humanitären Schweiz. Im 16. und 17. Jahrhundert gab sie den französischen Hugenotten, im 19. Jahrhundert politisch Verfolgten aus ganz Europa Asyl – nachdem sie 1815 der Vertreibung der Täufer im eigenen Land mit einem Duldungsdekret ein Ende gesetzt hatte. Die wohl grösste humanitäre Aktion bewältigte die Schweiz im Winter 1871: Innerhalb von drei Tagen überschritt die Bourbaki-Armee bei Les Verrières die Grenze. 87 000 Mann galt es unterzubringen, zu verpflegen und medizinisch zu betreuen.

Nach dem Zweiten Weltkrieg, während dessen die Grenzen für jüdische Flüchtlinge zu früh und zu schnell geschlossen wurden, kehrte unser Land zu einer grosszügigeren Asylpraxis zurück. Als im Herbst 1956 der Volksaufstand in Ungarn von den russischen Machthabern blutig niedergeschlagen wurde, kamen bis im Februar 1957 rund 12 000 Ungarn in die Schweiz – begeistert empfangen von der Bevölkerung. Eine Welle der Solidarität hatte das Land erfasst.

Diese Solidarität spürten in den Sechzigerjahren auch die rund tausend Tibeter und Tibeterrinnen, die ebenfalls vor der Unterdrückung durch ein kommunistisches Regime aus ihrem Land geflohen waren und in der Schweiz kollektiv Aufnahme fanden.

Als am 21. August 1968 Truppen der Warschauer-Pakt-Mächte auf Befehl der Sowjetunion in Prag einmarschierten, wiederholte sich die Geschichte: Die Aufnahmegesuche der Flüchtlinge aus der Tschechoslowakei wurden zügig und positiv behandelt, rund 12 000 blieben schliesslich in der Schweiz. Mit dem Zusammenbruch der kommunistischen Staaten – ideologisch hatte sich während des Kalten Kriegs der grosse Teil der Schweizerinnen und Schweizer mit den

von totalitären Regimes unterdrückten und verfolgten Menschen solidarisiert – wurde die Schweizer Asylpolitik erneut restriktiver. Auch weil sich in den 1980er-Jahren vermehrt Menschen aus der Türkei, Sri Lanka, dem Mittleren Osten, Afrika oder Asien Richtung Europa bewegten, die über weniger gute berufliche Qualifikationen verfügten als die osteuropäischen Schutzsuchenden in den Jahren zuvor.

Erst am 1. Januar 1981 trat das schweizerische Asylgesetz in Kraft, das seither mehrfach revidiert wurde. Als in den Achtzigerjahren wegen des Bürgerkriegs in Sri Lanka die ersten Tamilen in die Schweiz kamen, stiessen sie auf offene Ablehnung. Vielfach wurden sie pauschal als Drogendealer abqualifiziert und als Asyl-unwürdig bezeichnet. Heute gelten sie als mustergültig integriert.

Die grösste Herausforderung stand der Schweiz in den Neunzigerjahren bevor, als die Balkankriege neue Flüchtlingswellen ins Land brachten. 1999 verzeichnete sie mit fast 50 000 Asylgesuchen einen Höchststand. Für dieses Jahr rechnet das Staatssekretariat für Migration mit rund 32 000 Gesuchen.

Wiederum stehen Flüchtlingsströme an den Grenzen. Die allgegenwärtigen Bilder tun weh und machen betroffen: Männer, Frauen und Kinder, die in Bahnhofshallen biwakieren, sich in überfüllte Züge und Busse drängen, zu Fuss über Landwege, Bahngleise und Autobahnen gehen, von berittener Polizei angeführt und von Soldaten eskortiert werden. Andere sitzen dicht gedrängt in kleinen Booten, Babys in den Armen, Kinder auf den Knien, eine Schwimmweste umgelegt. Es sind Tausende, Zehntausende, Hunderttausende. Menschen auf der Flucht vor Krieg und Zerstörung. Im Gepäck meist nicht viel mehr als die Hoffnung auf ein besseres Leben in Europa.

Lesen Sie bitte weiter auf Seite 14



«Es ist schwierig zu vergessen»

Rangitt Sivasubramaniam und Vijayakumary Vijayaratnam flohen vor dem Bürgerkrieg in Sri Lanka. Das Paar lebt zwischen zwei Welten.

Rangitt Sivasubramaniam blättert in seinen drei A4-Heften, eng beklebt mit Zeitungsartikeln aus den Achtzigerjahren. Mehr als das Wörtchen «Tamil» im Titel verstand er damals kaum. «Wenn ich die Texte hätte lesen können, wäre ich wohl nicht in der Schweiz geblieben.» Viel Ablehnung und Feindseligkeit schlug in den Achtzigerjahren tamilischen Flüchtlingen entgegen.

Rangitt floh im August 1983 aus seiner Heimat Richtung Schweiz, weil er in Appenzell Kollegen hatte. Wenige Wochen zuvor noch hatte er als Vorarbeiter mit singalesischen und tamilischen Arbeitskollegen für eine französische Baufirma gearbeitet, mit ihnen den Alltag und die Freizeit geteilt. Innerhalb kurzer Zeit standen sich Singalesen und Tamilen als erbitterte Feinde gegenüber. Ein Bürgerkrieg brach aus; er sollte ein Vierteljahrhundert dauern. Rangitt fürchtete um sein Leben.

Schwieriger gestaltete sich die Flucht seiner späteren Frau Vijayakumary. Ihre Schwester in Kanada wollte sie zu sich kommen lassen und überwies ihr 15 000 kanadische Dollars für Schlepperdienste. In Indonesien wartete Vijayakumary während Monaten versteckt in einer Wohnung auf die Weiterreise. Zweimal endete diese abrupt, weil sie aufgrund ihrer gefälschten Ausweispapiere entdeckt und zurückgeschickt wurde: einmal in Tokio und einmal in Singapur. Vijayakumarys Flucht endete in der Schweiz. Das Geld war

aufgebraucht. Ihre Panik vor Grenzübertreten und Flughäfen ist geblieben.

In Basel lernte sie Rangitt kennen; das Paar heiratete und bekam zwei Töchter. Rangitt hatte sich gut eingelebt, obwohl ihm das neue Leben zunächst fremd war – heute lächelt er darüber: Essen ohne Chili, keine Siesta, das Klima, die fremde Sprache ... Doch Rangitt hatte ein gutes Selbstvertrauen. Er suchte Kontakt zu Schweizern und Tamilen, ging an den Stammtisch. Er lernte die Sprache, fand Arbeit und engagiert sich

«Wenn ich die Texte hätte lesen können, wäre ich wohl nicht hier geblieben.»

bis heute als Übersetzer bei der Freiplatzaktion Basel. Diesem privaten Projekt und dessen Initiantin Barbara Frei verdankt er viel: «Barbara war immer für uns da.» Als Siebdrucker produzierte Rangitt T-Shirts mit der Aufschrift «Don't cry for Sri Lanka». Während Vijayakumary lange Zeit Partei für die Tamil Tigers ergriff, lehnt er die Politik der Regierung ebenso wie die der Rebellen ab. Vor sieben Jahren endete der Bürgerkrieg. «Es ist nicht einfach zu vergessen», sagt Rangitt. Er und seine Frau bewegen sich zwischen zwei Kulturen. Die Töchter fühlen sich als Schweizerinnen. Die Ältere, Alisha, schreibt ihre Matura-Arbeit «Migrationsgeschichte der Tamilen in Basel-Stadt (1980 bis heute)» – unter anderem über die Flucht ihrer Eltern und deren Integration. uvo

www.freiplatzaktion-basel.ch

Weltweit zählt das Flüchtlingshilfswerk der Vereinten Nationen UNHCR sechzig Millionen Flüchtlinge – so viele wie noch nie. Zwei Drittel von ihnen sind Vertriebene im eigenen Land, rund zwanzig Millionen Menschen fliehen über ihre Landesgrenzen hinaus, und knapp zwei Millionen sind Asylsuchende – so die Zahlen von 2014. Von den zurzeit gegen vier Millionen syrien-flüchtlingen leben weit über neunzig Prozent in der Türkei, im Libanon, in Jordanien, Irak und Ägypten. Rund fünf Prozent versuchen als Schutzsuchende ihr Glück im Rest der Welt.

Die grösste Last und Verantwortung tragen demnach die Nachbarländer der Krisenregionen. Sie schaffen es allerdings nicht allein, den Millionen von Flüchtlingen Obdach, Nahrung, medizinische Versorgung und Schulbildung zu geben. Auch die Schweiz beteiligt sich finanziell an der Soforthilfe in diesen Anrainerstaaten. Zudem braucht es in den Krisenländern tragfähige politische Lösungen und Wiederaufbauarbeit, damit nicht noch mehr Menschen ihre Heimat verlassen müssen und damit andere wieder zurückkehren können.

Und auch die Förderung von Friedensbemühungen und diplomatische Verhandlungen gehören zur humanitären Schweizer Tradition.

Ihre 1.-August-Rede im bernischen Laupen schloss Bundesrätin Simonetta Sommaruga mit den Worten: «Es kommen zurzeit wieder mehr Asylsuchende in die Schweiz. Für sie brauchen wir Unterkünfte und eine aufnahmebereite Bevölkerung. Es ist gut zu wissen, dass in vielen Städten und Gemeinden die Flüchtlinge offen und herzlich aufgenommen werden. Liebe Mitbürgerinnen und Mitbürger, wir können stolz sein auf die Solidarität und die humanitäre Tradition, die unser Land auszeichnen. Die humanitäre Tradition ist kein abstrakter Begriff, sondern sie bedeutet, dass wir den Menschen, die in Not sind, helfen.»



«Meine Heimat ist jetzt hier»

Vor 21 Jahren flüchtete Sela Jashari aus dem Kosovo zu ihrem Mann in die Schweiz. Mit vier halbwüchsigen Kindern und kaum Gepäck.

Sela Jashari wollte nie nach Westeuropa. «Warum auch?», fragt die 57-Jährige im Wohnzimmer ihrer Blockwohnung in Adliswil ZH: «Wir wohnten ausserhalb von Pristina, wir besaßen ein grosses Haus, einen schönen Garten, wir hatten vier Kinder...» Doch dann verschlechterte sich die wirtschaftliche Situation in der autonomen serbischen Provinz Kosovo, die Spannungen zwischen serbischen und albanischen Volksgruppen führten zu blutigen Konflikten. Ehemann Nazmi floh 1991 in die Schweiz, Sela blieb im Kosovo. Bis 1994. Dann war sie auch auf dem Land vor Übergriffen nicht mehr sicher. Serbische Polizeikräfte suchten nach ihrem Mann, nach Waffen, nach Geld und Informationen. Sie drangen in ihr Haus ein; die Kinder seien an diesem Tag glücklicherweise in der

«Als die Polizei kam, wusste ich, dass es Zeit war, das Land zu verlassen.»

Schule gewesen. Sela erinnert sich, wie sie sich hinter der Tür versteckte. Die Polizei pflegte sich mit einem kräftigen Fusstritt Zugang in die Häuser zu verschaffen. Für den nächsten Nachmittag um 14 Uhr wurde sie auf die Polizeistation vorgeladen. Da wusste sie, dass es an der Zeit war, zu gehen. Zu viele ihrer Bekannten hatten nach

einem Verhör das Polizeibüro blutig geschlagen verlassen – oder waren gar nicht mehr heimgekehrt.

Mit ihren Kindern im Alter zwischen elf und sechzehn Jahren verliess sie noch am gleichen Tag ihre Heimat. Nur das Nötigste konnte sie in Taschen packen, reiste über die Grenze nach Mazedonien und flog von Skopje aus nach Rom, wo sie im Rahmen des Familiennachzugs von ihrem Mann abgeholt werden konnte. «Geld hatte ich ja genug bei mir», sagt sie. Doch alles andere habe sie zurücklassen müssen – Haus, Familie, Freunde. Angst hatte Sela nicht; zu sehr war sie um die Kinder und um einen Neuanfang in der fremden Schweiz besorgt. Aber sie weinte um ihre alte Heimat und sehnte sich danach.

Der Arbeitgeber ihres Mannes stellte der kosovarischen Familie eine grössere Wohnung zur Verfügung. Ihm und seiner Frau ist Sela bis heute dankbar für die Hilfe und Unterstützung, die sie ihnen gewährten. Von Ablehnung seitens der Schweizer Bevölkerung liess sie sich nicht beirren. Die Kinder gingen zur Schule, und alle seien sie gut geraten, sagt die inzwischen elffache Grossmutter stolz. Drei von ihnen wohnen ebenfalls in Adliswil, eine Tochter ist im nahen Aargau. Ehemann Nazmi arbeitet auch nach der Pensionierung weiterhin als Hauswart, während Sela im nahen Altersheim im Hausdienst tätig ist. Alle mögen die freundliche Zuzügerin aus dem Kosovo. Zurückkehren möchte sie nicht mehr. «Meine Heimat ist hier in der Schweiz, bei meinen Kindern und meinen Grosskindern.»

uvo